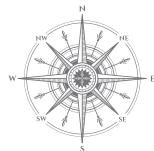


HANS EGGER

Als ich das Weite suchte

*Reise- und Wandernotizen aus
Ozeanien und Südostasien*



*Alle unsere Probleme beginnen damit,
dass wir nicht zu Hause bleiben*

BLAISE PASCAL

H A N S E G G E R

Als ich das Weite suchte

*Reise- und Wandernotizen aus
Ozeanien und Südostasien*

© Hans Egger, 2019

Photographien © Hans Egger

Typographie: Gesetzt aus der Garamond Premier und Lobster

Umschlagbild vorn:

Der Autor am Kratersee Manaro-Vui auf der Insel Ambae in Vanuatu

Umschlagbild hinten:

Wegweiser im Rivière Bleue Naturpark in Neukaledonien

Graphische Gestaltung und Satz: Friedl Nussbaumer/
nussiproductions.at

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/des Autors:
Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien

www.buchschmiede.com

ISBN: 978-3-99093-177-6 (Paperback)

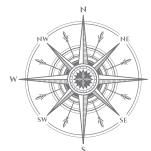
978-3-99093-178-3 (Hardcover)

978-3-99093-179-0 (e-Book)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

ALS ICH DAS WEITE SUCHTE



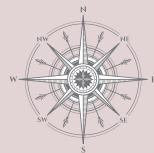
Inhalt

<i>Prolog</i>	7
<i>Vanuatu</i>	13
<i>Neukaledonien</i>	63
<i>Neuseeland</i>	103
<i>Sydney</i>	143
<i>Singapur und Malaysia</i>	167
<i>Myanmar</i>	211
<i>Indonesien</i>	255





PROLOG



Als ich das Weite suchte

*Reise- und Wandernotizen aus
Ozeanien und Südostasien*



PROLOG IM FLUGZEUG

Dafür, dass Frau Timmermanns aus Aachen, die großbusige Weißblonde neben mir im Flugzeug, gar nicht sagen konnte, wie sehr sie sich freute, redete sie ziemlich viel. Nie und nimmer hätte sie es sich träumen lassen, es einmal bis Australien zu schaffen. Australien! Das war ja ganz unvorstellbar gewesen. Und jetzt gleich einen ganzen Monat lang, weil ihre Tochter dort jetzt wohnt, und zu der fährt sie auf Besuch, und mit der wird sie umherfahren, und gemeinsam werden sie sich alles ansehen: die großen Städte und die herrlichen Strände und die wunderbaren Nationalparks, und beim Wandern die putzigen Koalas, und die Kakadus, und die Kängurus, und, und, und ...

„Und die Schlangen“, sagte ich.

„Schlangen?“

Jetzt hatten wir ein Thema für den zehnstündigen Flug von Bangkok nach Sydney. Weiß Gott, ich bin schon mit vielen Frauen im Flugzeug gesessen, mutigen und weniger mutigen. Frau Timmermanns gehörte eindeutig zu letzteren und ging mir mit ihrer Fragerei bald gehörig auf die Nerven. Sie fragte, ich antwortete. Dann eine lange Pause, als müsse sie erst wieder Mut sammeln, um einer neuen grauenerregenden Möglichkeit in die Augen zu sehen, dann die nächste Frage, begleitet von einem ängstlichen Blick durch die klobige Brille.

„Gibt es dort wirklich so viele von den Viechern?“

„Ungefähr zweihundert Arten. Die braunen und schwarzen leben am Boden“, – hier machte ich eine kurze Pause, um der Lektion den nötigen Nachdruck zu verleihen und fuhr dann mit gesenkter Stimme fort – „die grünen in den Büschen!“

„Und die sind alle so giftig?“

„Nicht alle, aber die meisten. Eine Tigerschlange etwa könnte – natürlich nur rein rechnerisch – mit einem einzigen Biss fünfzigtausend Mäuse umbringen.“ (Frau Timmermanns war ziemlich mollig, aber auf fünfzigtausend Mäuse schätzte ich sie nicht).

„Ach herrje, was kann man denn da machen?“

„Immer fest auftreten und am besten mit einem langen Stock ins Gras schlagen, hohe feste Schuhe und Gamaschen, eine starke Schnur zum Abbinden für den Fall des Falles und Schlangenserum und Spritzen aus der Apotheke und besser keine solchen weiten Röcke (ich zeigte wichtigtuerisch mit dem Finger darauf) und wenn sie in einer Gruppe gehen, nie als Erste, und nie als Letzte ...“

Die bedauernswerte Frau Timmermanns wurde immer blasser. Im Small Talk war ich schon immer gut gewesen, und ich wusste was ich redete, immerhin bin ich in Australien auch schon gewandert. Nie im Leben habe ich mich so gefürchtet.

In Sydney verabschiedete ich mich von Frau Timmermanns, die mich ohne Hoffnung ansah, seit ich ihr erzählt hatte, dass ich länger als ein halbes Jahr ohne Begleitung unterwegs sein werde. „Sind sie denn ganz allein auf der Welt?“, versuchte sie, mir die Würmer aus der Nase zu ziehen. Aber

da sind keine Würmer. Meine Eltern und die Katze sind gestorben, Kinder habe ich nicht, und seit vielen Jahren lebe ich allein und kann machen, was ich will. Wie die meisten Geologen, bin ich ohnehin eher dem Leblosem zugeneigt, den Steinen und Knochen.

„Na, ganz so schlimm ist es nicht“, antwortete ich vage.

Frau Timmermanns spürte wohl, dass ich nicht mehr darüber sagen würde und nahm mich zum Abschied in ihre weichen Arme. Vielleicht wegen meiner Einsamkeit, vielleicht, weil sie kahlköpfige Männer mag, vielleicht auch nur, weil sie mich gerne nach Vanuatu begleitet hätte, der ersten Station meiner Reise, wo ich vorhatte, einige längere Wanderungen zu unternehmen. Schlangen sind dort kein Problem, trotzdem ist das Leben gefähr-

Wie die meisten Geologen, bin ich ohnehin eher dem Leblosem zugeneigt, den Steinen und Knochen.

licher als anderswo, denn von allen Staaten der Erde hat Vanuatu das höchste Risiko von Naturkatastrophen heimgesucht zu werden. Zumindes sagen das die Statistiken der Versicherungsgesellschaften.

Vanuatu, das sind dreiundachtzig winzige Vulkaninseln mitten im pazifischen Nirgendwo nordöstlich von Australien. Sie liegen dort, wo die Pazifische Erdkrustenplatte ins Erdinnere abtaucht, aufgeschmolzen wird und zum Teil als flüssiges Magma wieder an die Erdoberfläche steigt. Neben dem Vulkanismus erzeugt das Abtauchen der Platte auch jede Mengen Erdbeben,

Vanuatu, das sind drei- und achtzig winzige Vulkaninseln im pazifischen Nirgendwo nordöstlich von Australien.

und wäre das nicht schon genug, wird Vanuatu auch noch oft von Tsunamis und Wirbelstürmen heimgesucht. Für einen Geologen nicht der schlechteste Platz. Außerdem habe ich ein Faible für das Entlegene, das Bizarre und Exotische. Und vor allem interessiert mich, warum trotz aller Bedrohungen die zweihunderttausend Bewohner,

die sich selbst ni-Vanuatu nennen und bis ins 20. Jahrhundert hinein als Kannibalen berüchtigt waren, als die glücklichsten Menschen der Erde gelten. Unbeschwerter und fröhlicher als unsere Vollkaskogesellschaft, die sich trotz Lebens-, Unfall-, Kranken-, Rechtsschutz-, Haushalts- und Hagelversicherung krank grübelt und zu Tode fürchtet.

Die Wartezeit am Flughafen von Sydney brachte ich herum, indem ich mich durch „Die Zeit“ las, die mir die gute Frau Timmermanns großzügig überlassen hatte. Auf der letzten Seite der Zeitung fand ich die Rubrik „Was mein Leben reicher macht“. Leser berichten darin über glutrote, unvergessliche Sonnenauf- und -untergänge, bei denen sie sich vor lauter Glück verstohlen Tränen aus den Augen wischten; über herzige Aussprüche von ganz kleinen Kindern oder ganz alten Menschen; über treue Hunde und Katzen; über freche Spatzen, die Zwetschgenkuchenkrümel von der Hand pickten;

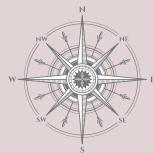
über Nordseewind, der um die Ohren fegte; über beim Abendspaziergang gesehene Glühwürmchen; über Liebeserklärungen bei alten Kapellen; über das Glück frischer Erdbeermarmelade, und ähnlicher sentimental kitsch mehr. Ein Eiapoepia, der dir das Hirn verklebt! Von Vanuatu erwartete ich mir mehr Bodenständigkeit und Lebenskraft. Und diese Erwartung sollte sich erfüllen.





Auf dem Weg zum
Dorf Emiotungun auf
der Insel Ambrym

I. KAPITEL



Vanuatu



E F A T E

Fünf Stunden nach dem Abflug von Sydney kommt die Insel Efate mit Port Vila, der kleinen verschlafenen Hauptstadt Vanuatus, in Sicht. Den Staat Vanuatu gibt es erst seit dem Jahr 1980. Davor war der Archipel als die Neuen Hebriden bekannt gewesen. So hatte ihn Captain Cook, der große Seefahrer, den alles und jedes an seine schottische Heimat erinnerte, im Jahr 1774 getauft. Der erste Europäer war aber schon 168 Jahre vor Captain Cook hier aufgekreuzt: Pedro de Quiros, ein offenbar schlampiger Portugiese, der eine kleine Insel für einen großen Kontinent gehalten und ihm den schönen Namen Australia del Espiritu Santo gegeben hatte.

Und jetzt, 405 Jahre nach Pedro de Quiros und 237 Jahre nach Captain Cook, bin ich da, und was mir kurz vor der Landung auf dem Bauernfield-Airport als Erstes auffällt sind die vielen Kühe, die unter den Kokospalmen grasen. Noch nie habe ich so viele Kühe auf einer Südseeinsel gesehen. Und dann stehe ich mit meinem Rucksack wie der Ochs vorm Scheunentor in der schwülen Hitze vorm Flughafengebäude und weiß nicht, wie ich von hier in die Stadt kommen soll. Weit und breit kein Taxistand und keine Bushaltestelle.

Nach etwa zehn Minuten ratlosem Herumstehen und aufkommendem Ärger über den vielen Krempel, den ich wieder mitschleppe – auch wenn es nur ein einziger Rucksack ist – hält unvermutet ein Kleinbus neben mir, offenbar ein Sammeltaxi. Der Fahrer beugt sich aus dem Fenster und sieht mich fragend an. Ich sage bloß „Hotel“, und eine nach unten fächelnde Hand deutet mir einzusteigen. Mit sieben anderen Passagieren, durchwegs dunkelhäutige, kraushaarige und gedrungene Melanesier, fährt mich das Taxi in die nahe Stadt, die hier vor allem aus Holzhäusern besteht, die sich hinter den Hecken weitläufiger, üppig wuchernder Gärten verstecken. Niemand im Auto spricht, bis wir vorm Villa-Hibiscus-Motel stehenbleiben. Offenbar Zeit für mich auszusteigen. Von draußen reiche ich dem Chauffeur irgend einen Geldschein durch das Fenster, und schon braust das Auto davon.

In der Rezeption empfängt mich eine chinesische Familie und nimmt mich freundlich auf. Eine junge Frau, vermutlich die Tochter des Hauses, führt mich durch einen mit Palmen, Hibiskussträuchern und Trompetenbäumen bestandenen Garten zu meinem Zimmer. Es ist ein winziger Raum, gerade groß genug, dass ein Bett, ein Tisch, ein Stuhl, ein Ventilator, mein Rucksack und ich selbst Platz darin finden. Durch die Fliegengitter sehe ich eine Ziegelmauer, die einen Meter vorm Fenster steht. Kein Zimmer mit Aussicht, trotzdem fühle ich mich wohl und wahrscheinlich viel besser als in einem teuren Resort. Als Rucksacktourist wird man dort ohnehin nicht so gerne gesehen. Quasi als sei ich von gestern, wunderte sich sogar die sommersprossige junge Holländerin, mit der ich am Flughafen in Sydney plauderte, dass ich als Backpacker unterwegs bin wie „die jungen Leute“.

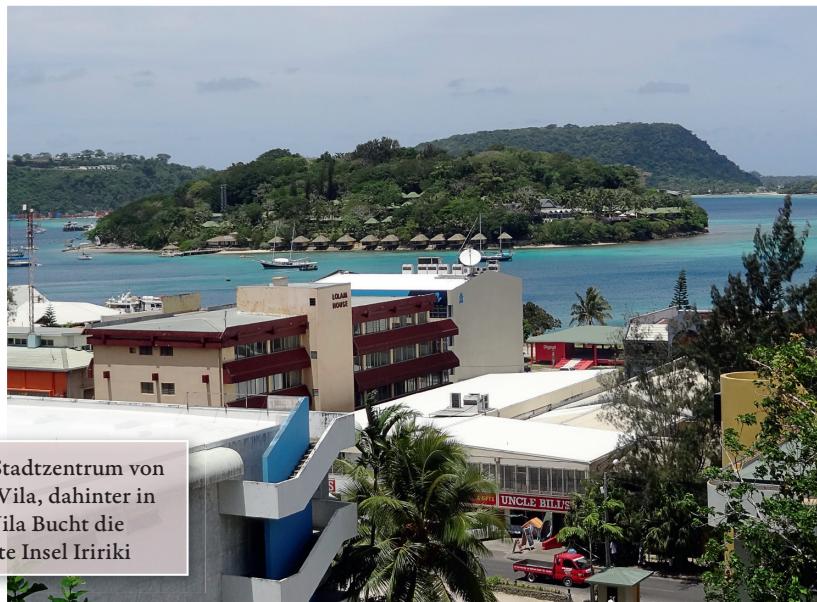
Derart abgestempelt zum komischen Alten zottle ich zu den Waschgelegenheiten auf der anderen Seite des mit Blütenduft geschwängerten Gartens und betrachte beim Rasieren missmutig mein fast zweiundfünfzig-jähriges Gesicht im Spiegel, soweit ich es ohne Brille noch erkennen kann. Erledigt, bleich und teigig schaut mich – sprechen wir es ruhig aus – ein altersschwacher Mann mit grauem Haarkranz und braunfleckiger Haut an. „Du bist hässlich“, sage ich laut. Aber wenigstens gegen die scheußlichen Haarbüschel, die aus den Ohröffnungen wachsen, kann ich etwas tun. Beim Versuch sie mit der Einwegklinge zu entfernen, schneide ich mich ins rechte Ohr.

Obwohl verdammt müde, will ich keinesfalls schlafen. Ich bin zu aufgekratzt, ich bin zu neugierig, ich will sehen, wo ich hier gelandet bin. Mit einem zugepflasterten Ohr und dick eingeschmiert mit Sonnencreme trotte ich in Richtung Stadtzentrum. Im Motel habe ich nur ein Bier getrunken, dennoch fühle ich mich beschwipst, aber wahrscheinlich ist es bloß die Müdigkeit, die mich taumelig macht. Macht nichts, denn auch in diesem wackeligen Zustand schaffe ich es in einer Viertelstunde bis zur Stadtmitte, wo sich Sammeltaxis auf dem zweispurigen Lini Highway drängen. Auf die andere Straßenseite zu kommen ist nur springend und laufend möglich. Wird

wohl nicht mehr lange dauern, bis auch hier die ersten Ampeln und Zebrastreifen auftauchen, dabei ist es noch nicht einmal ein Jahr her, dass die erste durchgehende Asphaltstraße rund um Efate fertiggestellt wurde.

Nichts in Port Vila ist höher als das sechsstöckige Hotel an der Hafenpromenade, und nichts ist bunter als die mit fröhlichen Figuren verzierte Fassade des Postamts an der Hauptstraße. Sonst besteht das Stadtzentrum aus ein paar langweiligen, zwei-, manchmal dreistöckigen Betonhäusern mit Geschäften in den Erdgeschossen, in denen emsige Chinesen Schnaps, Kosmetik, Kleider und Souvenirs verkaufen. Wer hier kauft solches Zeug? Auch wenn der Whisky deutlich billiger ist als in Europa, muss er für die Einheimischen unerschwinglich sein, und Touristen, die sich ihn vielleicht leisten könnten, sehe ich weit und breit keine. Überhaupt scheine ich hier der einzige Weiße zu sein.

Mit zusammengekniffenen Augen schlendere ich im grellen Licht auf dem sonnenbeschienenen Highway weiter und gelange nach ein paar Mi-



nuten zu der nach allen Seiten offenen Markthalle. Frauen in bunten, puff-ärmeligen Kleidern bieten Kartoffel, Süßkartoffel, Maniok, Kraut, Tomaten, Kokosnüsse, Erdnüsse, Melonen, jede Menge Mangos und Bananen in allen Größen und Farben und herrliche Blumen an. Bei den süßen kleinen Bananen kann ich nicht widerstehen und kaufe gleich ein ganzes Büschel. Alle Preise sind angeschrieben, feilschen gibt es nicht. Verblüffend ist, dass das Obst und Gemüse aus den umliegenden Gärten, doppelt so teuer ist wie daheim im Supermarkt, wohin es um die halbe Welt gekarrt wird. Irgend etwas stimmt da nicht oder kommt es mir nur so vor, weil ich übermüdet bin?

Erschöpft setze ich mich an der Hafenpromenade ins Nambawan (Number one) Cafe und warte bei lokalem Tusker-Bier und Hühnercurry auf den Sonnenuntergang. Kinder springen von der Mauer hinunter ins warme Meer, auf dessen sandigen Grund einzelne kugelige Korallenstöcke zu sehen sind. Frauen in weiten, wadenlangen Kleidern spazieren vorbei und Gruppen



Ein junger Zeitungsverkäufer in Port Vila präsentiert stolz einen Kurzkamm-Leguan (*Brachylophus fasciatus*)

kräftiger junger Männer, viele davon mit Rastafrisur, rot-grün-gelben Hau-
ben und T-Shirts mit dem Porträt Bob Marleys. Reggae scheint sehr popu-
lär zu sein.

In Europa würde man sagen, die Rastafaris lungern herum. Woher neh-
men sie ihre Zeit? Führen sie etwas im Schilde? Beobachten sie mich? Schwer
zu sagen. Das Misstrauen des Europäers gegen jeden Müßiggänger lässt sich
nicht so schnell ablegen, was seltsam ist, denn ich bin doch jetzt auch so
einer. Sabbatical heißt das Zauberwort, das mich für sieben Monate zum
Nomaden macht und mir die Freiheit schenkt. Wahrscheinlich halten mich
die Leute hier für einen stinkreichen Nichtsnutz, der nichts Besseres zu tun
hat als sich planlos in der Weltgeschichte herumzutreiben. Letzteres stimmt,
denn außer dem Wunsch, das Leben noch einmal am Schopf zu packen, gibt
es keinen Grund für diese Reise, auch wenn ich als Vorwand eine Vulkan-
expedition angekündigt habe.

Endlich versinkt die Sonne im Meer und inszeniert ihren Untergang mit
einem farbenprächtigen Wolkenhimmel. Um halb sieben sind auch die letz-
ten rosa-lila Flecken am Horizont verschwunden, und ich sehe zu, wie sich
der Abend herabsenkt. Später, nun wirklich beschwipst, wandere ich durch
die Dunkelheit unbeleuchteter Straßen zurück ins „Hibiscus“. Das Schein-
werferlicht der wenigen entgegenkommenden Autos tut in den Augen weh.

Tags darauf ist alles anders. Wohin mein Auge auch blickt: Menschen,
Menschen, Menschen, überall wimmelt es von Menschen, von weißhäutigen
Menschen. In der Nacht hat ein Kreuzfahrtschiff angelegt und dreitausend
vorwiegend ältere, vorwiegend übergewichtige, vorwiegend lautstarke Aus-
tralier ausspuckt, immerhin so viel wie ein Zehntel der Stadtbevölkerung.
Spinnenbeinig und krötenbauchig (sind alle Kreuzfahrt-passagiere ge-
manipuliert?) stürmen sie die Souvenirläden und Duty-Free Shops, deren
Sinn mir gestern noch rätselhaft war.

Dankbar für den Luxus des Alleinreisens marschiere ich aus dem Stadt-
zentrum hinaus, weg vom Kreuzfahrt-Grusel und meiner Gehässigkeit, und

lande schließlich beim Vanuatu Cultural Centre. Ein einzelner Raum, in dem ein bunt zusammengewürfeltes Sammelsurium von Masken, Tanzkostümen, Musikinstrumenten, alten Werkzeugen und ausgestopften Tieren verstaubt. Die Kinder einer Volksschulklasse lauschen fasziniert den Erklärungen eines Führers, der schließlich für sie auf einigen der ausgestellten Musikinstrumente spielt. Zuerst bläst er auf einer Flöte die Melodie der Nationalhymne „Yumi Yumi“ und die Kinder fangen sofort an, von sich aus und ganz unbefangen, dazu den Text auf Bislama zu singen.

*Yumi, yumi, yumi i glat long
talem se*

*Yumi, yumi, yumi ol man blong
vanuatu!*

*God i givim ples ia long yumi,
Yumi glat tumas long hem,
Yumi strong mo yumi fri long hem,
Yumi brata evriwan!*

*Plante fasin blong bifo i stap
Plante fasin blong tedei,*

*Be yumi i olsem wan nomo,
Hemia fasin blong yumi!
Yumi save plante wok i stap,*

*Long ol aelan blong yumi,
God i helpem yumi evriwan,
Hem i papa blong yumi.*

Wir, wir, wir sagen es glücklich

*Wir, wir, wir sind das Volk von
Vanuatu!*

*Gott hat uns das Land gegeben,
wir sind ihm dankbar dafür,
wir sind stark und frei dank ihm,
Wir sind alle Brüder!*

*Viele alte Bräuche sind erhalten,
Viele neue Bräuche sind
entstanden,*

*Aber wir gehören alle zusammen,
Trotz unserer Verschiedenheit!
Wir wissen, es gibt noch
viel zu tun,*

*auf unseren vielen Inseln,
Gott wird uns dabei helfen,
Denn er ist unser Vater.*

Die Behelfssprache Bislama, eine Art verballhorntes Englisch, sprechen hier fast alle, sonst könnten sich die ni-Vanuatu auch gar nicht untereinander verständigen, denn mit über hundert verschiedenen Sprachen besitzt Vanuatu die größte Sprachendichte der Erde. Neben Bislama und den melanesischen Sprachen wird auch viel Englisch und Französisch gesprochen. Und so wundert es mich nicht, dass die Kinder nach „Yumi Yumi“ auf Englisch singen. Was mich wundert ist, dass sie „Stille Nacht, Heilige Nacht“ singen und dazu auf einem Bambusinstrument begleitet werden, das einem Xylophon ähnelt. Obwohl es mich nervt, gleich am ersten Tag hier vom Weihnachtskitsch eingeholt zu werden, sind die Kinder lieb und ich klatsche spontan Beifall. Die Kinder freuen sich, und die Lehrerin fragt mich, woher ich komme. Ich komme aus dem Land, wo dieses Lied entstanden ist, aus Österreich. Aber das sagt hier niemanden was. Österreich liegt neben Deutschland. Auch das ist unbekannt. Europa. Ja, das kennt man, und es reicht auch völlig als Ortsangabe.

Vorbei am Parlament, einem langgezogenen niedrigen Gebäude mit rotem Giebeldach, spaziere ich dann hinunter zur Hafenpromenade. Ich hoffe, dass sich die Australier bereits verzogen haben und freue mich auf einen geruhsamen Sonnenuntergang. Doch das Schiff liegt immer noch im Hafen, und um die Touristenmeute an Land zu locken, wummern und plärren entlang der Promenade riesige Lautsprecherboxen. Die einheimischen Wirte haben offenbar erkannt, dass sie sich bei den Touristen anbiedern können, wenn sie versuchen, deren lärmende Unverschämtheit zu übertreffen. Mich treiben sie damit in die Flucht. Gerade noch vor Ladenschluss erreiche ich einen Bottle Shop, um ein paar Flaschen Tusker-Bier zu kaufen, die ich im Garten des „Hibiscus“ in aller Ruhe trinken werde. Das einheimische Bier ist nicht billig. Es ist kein gutes Land für Trinker. Egal, die modernen Zeiten haben auch ihre Vorteile. Wie zu Hause kann ich bei einem Geldautomaten mit meiner Bankkarte Bargeld beheben, wenn ich auch keine Ahnung habe, warum das eigentlich funktioniert. Ständig macht man heutzutage irgendwas, ohne zu wissen, was man da tut.